

Im eigenen Feuer

Ami Ajalon

mit Anthony David

Im eigenen Feuer

Wie Israel sich selbst zum Feind wurde und
die jüdische Demokratie trotzdem gelingen kann

Erinnerungen eines Geheimdienstchefs

Aus dem amerikanischen Englisch
von Enrico Heinemann



Die englische Originalausgabe »FRIENDLY FIRE. How Israel Became Its Own Worst Enemy and the Hope for Its Future«, erschien 2020 bei Steerforth Press, Lebanon/New Hampshire. Copyright © 2020 by Ami Ajalon and Anthony David, Foreword Copyright © 2020 by Dennis Ross

Gefördert durch die Friedrich-Ebert-Stiftung

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8012-0619-2

Für die deutsche Ausgabe:

Copyright © 2021 by

Verlag J.H.W. Dietz Nachf. GmbH

Dreizehnmorgenweg 24, D-53175 Bonn

Gesamtgestaltung und Satz: Ralf Schnarrenberger, Hamburg

Umschlagbild: Aus dem Dokumentarfilm »The Gatekeepers« (Les Films du Poissons/Dror Moreh Productions/Cinephil, 2012), trotz Recherche konnte kein/e Rechteinhaber/in ermittelt werden. Sollten Sie Rechte an diesem Bild besitzen, wenden Sie sich bitte an den Verlag.

Druck und Verarbeitung: Bookpress, Olsztyn

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Poland 2021

Besuchen Sie uns im Internet: www.dietz-verlag.de

Geleitwort 9

Vorwort 13

Zeittafel 20

Prolog

Hoffnung ist ein Aktivposten für Sicherheit 21

Kapitel 1

Chaluzim – das Land Israel »befreien« 37

Kapitel 2

Meir Shalev und der Fanta-Mann 48

Kapitel 3

Tante Hava und der
lange Schatten des Holocaust 61

Kapitel 4

Die Stillen 72

Kapitel 5

Der Block der Getreuen 85

Kapitel 6

Wenn Ihr wollt ... 93

Kapitel 7
Die Zukunft liegt in unserer Hand 99

Kapitel 8
Fatah-Land 109

Kapitel 9
Meine »Fanta-Mann«-Erlebnisse 118

Kapitel 10
Die Thora des Königs 126

Kapitel 11
Dr. Khalil Schakaki 138

Kapitel 12
Die Spielverderber 146

Kapitel 13
Buslinie 18 156

Kapitel 14
In den Abwasserkanal steigen
und einen Partner finden 171

Kapitel 15
Sensoren 188

Kapitel 16
Tunnelblick 199

Kapitel 17
Die Awadallah-Brüder 211

Kapitel 18
Die tickende Bombe 226

Kapitel 19

Mein Schweigen brechen 239

Kapitel 20

»Hoffnung ist eine mächtige Waffe« 250

Kapitel 21

Unser gefährlichster Feind 260

Kapitel 22

Reisen mit Sari 273

Kapitel 23

Der falsche Weg heraus 283

Kapitel 24

Der Sextant 292

Kapitel 25

Krieg unter den Menschen 305

Kapitel 26

Gatekeepers – Töte zuerst 313

Kapitel 27

Der Stein der Weisen 324

Schlussfolgerung 333

Danksagung 347

Anmerkungen 348

Regisister 355

Über die Autoren 359

*Ich meine, dass alle Vergnügungsreisen Blödsinn sind:
Die einzige Reise, von der man nicht mit leeren Händen zurückkehrt,
das ist die Reise nach innen.*

Amos Oz, Eine Geschichte von Liebe und Finsternis

Geleitwort

Ich habe Ami Ajalons Buch »Friendly Fire«, wie es im englischen Original heißt, im Frühsommer 2021 gelesen – fast zeitgleich mit den schwersten Auseinandersetzungen im israelisch-palästinensischen Konflikt in der jüngeren Vergangenheit. In einem kurzen Zeitraum von nur 11 Tagen wurden mindestens 248 Palästinenser und 12 Israeli getötet, Tausende Menschen wurden zum Teil schwer verletzt, lebenswichtige Infrastruktur in Gaza wurde zerstört und Zehntausende Palästinenser mussten (wieder einmal) fliehen. Und auch wenn diese jüngste Eskalation der Gewalt in der Weltöffentlichkeit längst nicht mehr das Maß an Anteilnahme und Erschütterung hervorruft wie noch die zweite Intifada zu Beginn des neuen Jahrtausends, so machte sie uns doch allen einmal mehr schmerzlich bewusst, dass der Konflikt zwischen Israelis und Palästinensern seit nun über 70 Jahren ungelöst ist und nach wie vor unermessliches menschliches Leiden verursacht.

Der israelisch-palästinensische Konflikt ist kein politischer Konflikt, zwischen zwei Staaten über Grenzen, Wasser, Öl oder andere Ressourcen. Es ist ein zutiefst menschlicher Konflikt zwischen zwei Völkern, die Leid und Verfolgung kennen. Die Verfolgung des jüdischen Volkes über 20 Jahrhunderte fand seinen grausamen Höhepunkt in der Ideologie der Nazis, die sechs Millionen Juden ermordeten. Der Holocaust ist mit nichts vergleichbar.

Das jüdische Volk hegte einen Traum; ein eigenes Land, eine Heimat für alle Juden im heutigen Gebiet Palästinas. Aus diesem Traum aber folgte eine zutiefst problematische, weil grundfalsche Annahme: ein Land ohne Volk für ein Volk ohne Land. In Wahrheit jedoch lag der Anteil der jüdischen Bevölkerung Palästinas im Ersten Weltkrieg bei nur 9 Pro-

zent. 91 Prozent der Bevölkerung war also nicht jüdisch, sondern palästinensisch, über Jahrhunderte gewachsen. Das Land kann kaum als »Land ohne Volk« bezeichnet werden, und die palästinensische Bevölkerung sah keinen Grund, das eigene Land aufzugeben. Der Konflikt war somit unausweichlich und seit seinem Beginn haben sich die Fronten über Generationen nur weiter verhärtet.

In dieser nun eigentlich hoffnungslos scheinenden Situation hat mich Ami Ajalons Buch nicht nur überrascht, es hat mich tief bewegt. Denn Ajalons Memoiren zeigen uns, dass es für Menschen doch möglich ist, sich selbst, ihre Meinungen und Handlungsweisen zu ändern und das Gegenüber nicht nur zu erkennen, sondern auch Empathie für den vermeintlichen Feind zu empfinden. In dieser Wandlungsfähigkeit liegt, meiner Meinung nach, der Schlüssel zur Lösung des Konflikts.

Ajalon trug als Direktor von Shin Bet große Verantwortung für die oft brutale Behandlung des palästinensischen Volkes durch den israelischen Staat. Die Leitlinie seines Handelns war die Sicherheit des israelischen Staats und seiner Bevölkerung. Es gab in seiner Position keinen Raum für das Narrativ des Feindes, geschweige denn für Empathie. Empathie für das Leiden der Palästinenser zu empfinden schien den Interessen Israels diametral entgegengustehen. Dennoch lernte er in seiner Funktion schließlich etwas Neues und Fundamentales: Der Feind ist kein künstliches Ziel. Es sind Menschen. Und die Fähigkeit, Empathie mit diesen Menschen zu empfinden eröffnet Ajalon, so unwahrscheinlich es klingen mag, ganz neue Perspektiven auf diesen scheinbar unlösbaren Konflikt: Die Israelis werden dann Sicherheit haben, wenn die Palästinenser Hoffnung spüren können, also Gerechtigkeit. Beide Seiten müssen ihre Feinde als Menschen erkennen und versuchen, ihre Sichtweise, ihren Schmerz und ihre Not nachzuempfinden.

Die Israelis müssen auch akzeptieren, dass die Besetzung Palästinas mit einer gerechten Lösung nicht vereinbar ist.

Ajalon wurde drei Jahre vor der Gründung des Staats Israel geboren und hat den Großteil seines Lebens damit zugebracht, den Feind, die Araber, zu hassen und zu bekämpfen. In seinen Memoiren beschreibt er zwar auch diese langen Jahre des Kampfes, die entscheidende Botschaft ist aber eine ganz andere, nämlich die Erkenntnis, dass der eingeschla-

gene Weg die Sicherheit Israels nicht verstärkte, sondern verringerte: Je mehr der israelische Staat die Palästinenser bekämpfte und erniedrigte, desto stärker wurde deren Widerstand.

»Terroristenführer zu töten, ohne sich um die Verzweiflung ihrer Anhänger zu kümmern, ist ein törichtes Unterfangen und führt zu mehr Frustration, mehr Verzweiflung und mehr Terrorismus«, schreibt Ajalon. »Je mehr wir einen solchen unsinnigen Krieg ›gewinnen‹ – je mehr wir die Zivilgesellschaft und die demokratischen Normen entwerten – desto mehr verwandeln wir unsere Gesellschaft in eine Orwell'sche Dystopie, in der Wahrheit und Lüge nicht mehr zu unterscheiden sind.«

In der vielleicht stärksten Botschaft seines Buches unterstreicht Ajalon, dass es die Verantwortung der oftmals schweigenden (und säkularen) Mehrheit ist, diese Dystopie abzuwenden. Dies ist besonders ein Appell an die jüngere Generation Israels. Man kann nur hoffen, dass sie ihn hören wird.

Daniel Barenboim, September 2021

Vorwort

Ami Ajalon ist ein bemerkenswerter Mann. Kennengelernt habe ich ihn in den 1990er-Jahren als Leiter des israelischen Inlandsgeheimdienstes Schin Bet, während ich mich als Chefunterhändler im arabisch-israelischen Konflikt betätigte. Damals betrieb ich eine zeitaufwendige Pendeldiplomatie zwischen Israelis und Palästinensern sowie den USA und dem Nahen Osten. Bei jedem Besuch in der Region war mir wichtig, Ami in seinem Hauptquartier aufzusuchen. Ich wollte meine Eindrücke aus den Verhandlungen mit Jassir Arafat und seinen Unterhändlern mit den Einschätzungen abgleichen, die der Schin Bet von den palästinensischen Verhältnissen erlangt hatte.

Ich sage hier Schin Bet, weil Ami immer seine Vertreter und wichtigsten Palästina-Beobachter hinzuzog, Leute, die als Vermittler täglichen Umgang mit Palästinensern vor Ort hatten, und andere, die deren Verhältnisse und Gesellschaft analysierten. Ich selbst sprach natürlich auch mit Palästinensern außerhalb des Kreises meiner Verhandlungspartner, lernte aber durchaus zu schätzen, was ich im Hauptquartier des Schin Bet erfuhr. Im Schin Bet, einer Art Kreuzung aus FBI und CIA mit der maßgeblichen Verantwortung für Israels innere Sicherheit und Terrorabwehr, stellte ich rasch fest, dass es dort »die *eine* Sicht von den Palästinensern« gar nicht gab. Vielmehr kamen unterschiedliche Sichtweisen und Blickwinkel zum Tragen.

Ami sorgte dafür, dass ich alle zu hören bekam. In dieser Zeit der Verhandlungen und palästinensischer Terrorangriffe antwortete er auf meine Fragen und Beobachtungen, während viele seiner Mitarbeiter andere Positionen vertraten und die palästinensischen Verhaltensweisen anders erklärten. Manche begegneten Arafat, seinen Untergebenen und

deren Absichten mit größter Skepsis. Andere hatten weitaus mehr Verständnis angesichts des Drucks, unter dem sie standen, und der verheerenden Auswirkungen der israelischen Aktionen – Siedlungsbau, Checkpoints, Verhaftungen und Straßensperren –, die sie zu spüren bekamen.

Wie ich feststellen konnte, war Ami nicht nur persönlich, sondern auch in geistiger Hinsicht aufrichtig. Er wollte alle Standpunkte hören, auch solche, die seine Anschauungen anfochten, und das ließ er auch bereitwillig in meinem Beisein zu.

So überrascht es mich nicht, dass er Memoiren verfasst hat, in denen er in sein Inneres blickt und über sich selbst ehrlich Rechenschaft ablegt. Wer, wie ich es getan habe, seine Geschichte liest, erfährt viel über seine Herkunft und persönliche Entwicklung. Ami war als Kibbuznik in einem Umfeld aufgewachsen, das von der Gemeinschaft, vom Egalitarismus, härtester Arbeit, schlichten Genüssen und ideologischen Debatten geprägt war. Ein mühseliges Leben in ständiger Gefahr. Die Syrer feuerten auf seinen Kibbuz unter den Golanhöhen immer wieder Mörsergranaten ab und schossen auf die Arbeiter auf den Feldern. »Siedlung und Sicherheit« – das waren damals die Maximen angesichts von Nachbarn, die das Existenzrecht Israel ablehnten und dem flügge werdenden jungen Staat mit Terror begegneten. Präsenz und Kampfbereitschaft, nicht Anerkennung durch die arabischen Nachbarn oder die damals noch geringe internationale Unterstützung, legten Israels Grenzen fest.

In einem solchen Umfeld aufgewachsen, überzeugt davon, dass die Juden ein Anrecht auf das Land ihrer biblischen Vorfahren hätten, und angesichts der ständigen äußeren Existenzbedrohungen, entscheidet sich Ami für eine militärische Laufbahn, die die gefährlichste und anspruchsvollste überhaupt ist. Er wird Kommandosoldat in der Kampfschwimmerinheit Schajetet – »Flottille« – 13, dem israelischen Pendant zu den US-amerikanischen Navy SEALs. Die Ausbildung ist knallhart, und die aus dem Meer heraus geführten Missionen auf feindlichem Territorium sind höchst gefährlich. Er wird schwer verwundet, kehrt aber wieder in seine Einheit zurück, um an Operationen teilzunehmen oder sie zu leiten. Zweiundzwanzig Jahre lang sollte er der Schajetet 13 verbunden bleiben, ihre Führung übernehmen und später zum Oberbefehlshaber der israelischen Marine aufsteigen.

Seine Welt war eine des Tötens oder Getötetwerdens. Rekruten und Freunde starben, so Chaim Sturman, der in dritter Generation seiner Familie (nach seinem Großvater und seinem Vater) im Krieg mit den Arabern umkam. Ami war Ausführender oder Beteiligter an Missionen, um palästinensische Topterroristen und deren Hintermänner zu töten wie Abu Dschihad, den Mitbegründer der Fatah. Nach dem Verhaltenskodex, von dem er sich dabei leiten ließ, durfte allein die Zielperson ausgeschaltet werden, während andere Opfer vermieden werden mussten. Demgemäß widersetzte er sich sogar Befehlen von Militärs wie General Rafael »Rafal« Eitan, dem damaligen Chef der israelischen Verteidigungsstreitkräfte, der »Kollateralschäden« billigend in Kauf zu nehmen schien, um eine Botschaft auszusenden: Kein palästinensischer Aktivist war außerhalb der israelischen Reichweite. Und mehr noch: Für Terrorakte gegen Israelis würden auch palästinensische Zivilisten einen hohen Preis zahlen.

Aber trotz dieses Verhaltenskodexes war Ami damals noch nicht bereit, dieses scheinbare Nullsummenspiel – eine Welt, in der die Tötung von Terroristen die einzige Antwort zu sein schien – zu hinterfragen. Einen Augenblick der Offenbarung erlebt er in den 1980er-Jahren, als er als stellvertretender Marinekommandeur regelmäßig mit palästinensischen Fischern redet: Als sein Jeep auf dem Weg durch ein Flüchtlingslager in Gaza mit Steinen beworfen wird, sieht er einen Teenager, der ihn mit hasserfüllten Augen anstarrt. Irgendwie verbindet er diesen Blick mit seinen eigenen Empfindungen als Jugendlicher, der im Kibbuz jeden Tag Bedrohungen ausgesetzt war und sich nach Freiheit und einem Umfeld sehnte, wo diese beklemmende Lage ein Ende nehmen würde: *War es nicht das, so fragt er sich, was auch dieser palästinensische Junge empfand? Und war er in seinem Militärjeep nicht das Symbol der Unterdrückung?*

Doch wirklich wandeln wird sein Weltbild sich erst, nachdem er Chef des Schin Bet geworden ist. Nach der Ermordung Jitzchak Rabins wird er als völlig Außenstehender auf diesen Führungsposten berufen – und bekommt es bald mit einer Welle von Selbstmordanschlägen in Israel zu tun. Wie er erkennt, ist es zwar absolut notwendig, Terroristen zu töten oder zu verhaften, bevor sie zuschlagen können, aber dies allein kann den Terror nicht stoppen. Er versucht nachzuvollziehen, was Selbstmordattentäter antreibt, und stößt dabei auf Werdegänge, die häufig gezeichnet

sind von Tötungen von Verwandten durch Israelis oder Demütigungen von Familienmitgliedern durch israelische Soldaten oder Siedler. Wie er auch erkennt, schaffen Hoffnungslosigkeit, Verzweiflung und Opfererfahrungen ein Klima, das es der Hamas und dem Islamischen Dschihad – zwei radikalislamistische Gruppen, die Israels Existenz ablehnen – leicht macht, neue Terroristen und Selbstmordattentäter zu rekrutieren.

In seinem rastlosen Kampf gegen sie und ihre Aktivisten wird Ami klar, dass der Terror nur zu besiegen ist, wenn auch Arafat und die Palästinensische Autonomiebehörde sie bekämpfen und diskreditieren. Aus seiner Sicht haben Rabin, Netanjahu und Barak Fehler gegenüber Arafat begangen: Rabin, weil er ihm kein Ultimatum stellte, dass er den Friedensprozess aussetzen würde, solange er den Terror nicht entschlossener bekämpfte, Netanjahu und Barak, weil sie nicht begriffen, dass es Arafats Fähigkeiten im Kampf gegen die Hamas schwächte, wenn er nicht zeigen konnte, dass die Besatzung sich zu einem Ende führen ließe. Er und seine Männer durften und wollten nicht so dastehen, als arbeiteten sie mit Israel zusammen bei der dauerhaften Absicherung der Besatzung. In Amis Augen beschädigte der Eindruck, dass den Palästinensern immer etwas abverlangt wird, sie aber dafür nur selten etwas erhielten, faktisch Israels Sicherheit.

In meinen Verhandlungen mit Ami in dieser Zeit konnte ich beobachten, wie er nach diesen Überzeugungen handelte und den Mächtigen die Wahrheit sagte – Netanjahu und Barak ebenso wie Arafat. Nach einem Sprengstoffanschlag in Jerusalem fragte ich damals Ministerpräsident Netanjahu, ob ich ein Treffen mit Arafat und seinen Sicherheitschefs in Gaza organisieren könne, an dem auch Amnon Lipkin-Schachak (der Oberbefehlshaber der israelischen Verteidigungsstreitkräfte) und Ami teilnehmen sollten – um in meinem Beisein darüber zu diskutieren, was zu tun sei. Bibi und Arafat waren einverstanden. Auf dem Treffen wurde ich Zeuge, wie Ami Arafat schonungslos deutlich machte, welche Versäumnisse die Palästinenserbehörde beging und welche speziellen Schritte einzuleiten seien. Arafat ließ seine Kommandeure antworten. Die meisten wandten ein, dass die Israelis den Palästinensern schwierige Maßnahmen abverlangten, während es keinerlei politischem Fortschritt und auch kaum Hoffnung auf einen gebe. Ami antwortete, er sei für Si-

cherheit, nicht für Politik zuständig, aber ohne Sicherheit gebe es auch keinen politischen Prozess.

Er nahm kein Blatt vor den Mund. Er ließ bei Arafat oder dessen Umfeld niemals Illusionen aufkommen, lernte im Verlauf des Geschehens aber auch dazu. Am Ende seiner Amtszeit im Schin Bet versuchte er der israelischen Öffentlichkeit deutlich zu machen, dass auch sie einen eigenen Beitrag leisten müssen, um den Terror zu beenden und Frieden wahrscheinlicher zu machen. Dazu arbeitete er mit Sari Nusseibeh Grundsätze für einen Frieden aus, die geeignet sein sollten, bei Israelis und Palästinensern Unterstützung zu finden – an der Basis.

Auf einer einzigen Seite ausformuliert, decken sich diese Prinzipien weitgehend mit den deutlich detaillierteren sogenannten Clinton-Parametern – Rahmenbedingungen, die bereits im Dezember 2000 als Übergangsvorschlag zur Beendigung des Konflikts vorgeschlagen worden waren. Palästinensische Unterhändler hatten sie am 22. Dezember 2000 im Weißen Haus entgegengenommen. Von mehreren weiß ich, dass sie zu einer Annahme bereit gewesen wären, während Arafat sie ablehnte. Einer fragte mich vor einem Jahr wehmütig: »Können Sie sich vorstellen, wo wir heute stünden, wenn Arafat die Clinton-Parameter akzeptiert hätte?«

Die Parameter basierten auf dem Grundverständnis, dass beide Seiten Bedürfnisse hatten und ein Frieden nur dann möglich sei, wenn die Bedürfnisse beider Seiten berücksichtigt würden. Frieden erfordert von beiden Seiten, sich der Realität zu stellen und sich von Mythen zu verabschieden. Er verlangt von keiner Seite, das eigene Narrativ aufzugeben, aber anzuerkennen, dass die jeweils andere Seite ebenfalls eine Erzählung hat, die ihre Geschichte und Identität definiert.

Ami hat das schließlich verstanden. Er entwickelte ein empathisches Verständnis für die Palästinenser, verlor aber nie seine Solidarität mit den israelischen Landsleuten, nicht einmal mit denjenigen, die da glaubten, er täusche sich naiv über die hinterhältigen Absichten der Palästinenser hinweg. Sie sahen seine Bemühungen um Ausgleich, als er aus dem Schin Bet ausgeschieden war, zutiefst kritisch.

Der Leser erlebt mit, wie Ami bei den Vorbereitungen zu diesem Buch auf seine Kritiker zugeht, ihnen zuhört und auslotet, ob eine Verständni-

gung möglich ist. Er spricht mit Pinchas Wallerstein, einem Führer der Siedlerbewegung, und macht seine Überzeugung deutlich, dass israelische Siedler viel mit seinen Eltern und den Kibbuzniks gemein haben, die sich einst ebenfalls als Befreier israelischen Bodens verstanden. Er hat tiefes Mitgefühl für die Menschen, die aufgrund einer Entscheidung Ariel Scharons ihre Siedlungen in Gaza räumen müssen, und sieht seine Landsleute in Israel in der Pflicht, sie angesichts des traumatischen Verlusts ihrer Häuser, Synagogen und Friedhöfe bei sich willkommen zu heißen.

Ami betreibt Friedensförderung nicht zum Selbstzweck. Er dient sich den Palästinensern nicht an. Sein Antrieb ist die Verpflichtung gegenüber Israel und dem, was er für notwendig erachtet, um dessen zionistische Ideale aufrechtzuerhalten: einen jüdischen und demokratischen Staat aufzubauen. Er sieht für Israel die Tendenz, sich zu einem einzigen Staat für zwei Völker zu entwickeln, der entweder eine Demokratie, aber kein jüdischer Staat mehr ist oder ein jüdischer Staat, aber keine Demokratie bleiben wird. In beiden Fällen verliert Israel seinen Charakter und seine Identität.

Was Israels Weg und dessen Konsequenzen angeht, gebe ich ihm recht. Dabei neige ich vielleicht eher dazu, der palästinensischen Führung – erst Arafat und jetzt Mahmud Abbas – dafür die Verantwortung zuzuschreiben: Sie sind daran gescheitert, die erforderlichen Institutionen für eine Staatlichkeit aufzubauen, und haben die Friedensvorschläge 2000 (Clinton-Parameter), 2008 (Ehud Olmerts Angebot) und 2014 (Obamas Prinzipien) abgelehnt. Aber recht hat Ami sicherlich damit, dass die israelische Führung nach Rabin viel dazu beitrug, ihre palästinensischen Partner zu schwächen, und selten Rücksicht auf ihre Bedürfnisse nahm.

Trumps Friedensplan, weitgehend ausgestaltet von Ministerpräsident Netanjahu, berücksichtigt zwar (praktisch und psychologisch) die israelischen Bedürfnisse, ignoriert aber (politisch und symbolisch) weitgehend die der Palästinenser. Der Staat, der den Palästinensern darin angeboten wird, hat mit einem Staat wenig gemein – mit dem Ergebnis, dass die Palästinenser die Zweistaatenlösung allmählich aufgeben und zunehmend dem Prinzip eines einzigen Staates anhängen, dessen Mantra international Anklang findet: ein Staat, eine Person, eine Stimme.

Ami schrieb seine Memoiren in dem Versuch, Israel und seine Vergangenheit – so seine Worte – »neu zu konzipieren« in der Hoffnung, dass sein Land immer noch eine andere Zukunft für sich gestalten kann. Er möchte, dass die Israelis die Lehren ziehen, die er gezogen hat: Sie sollen sehen, dass auch die Palästinenser ein Volk mit eigener Identität und Bedürfnissen sind. Seine israelischen Mitbürger sollen akzeptieren, dass das jüdische Volk zwar das Recht auf Selbstbestimmung in einem Land seiner Geschichte hat, dass dies aber kein exklusives, kein absolutes Recht ist. Deshalb glaubt er an zwei Staaten für zwei Völker – an Israel als Nationalstaat des jüdischen und an Palästina als Nationalstaat des palästinensischen Volkes.

Manche unter den Israelis und den Palästinensern lehnen diese Vision ab. Ich weiß nicht, wie rasch sie Realität werden kann – oder ob sie überhaupt Realität wird. Aber sie wurde entworfen im Buch eines israelischen Patrioten, der mit unbeschreiblicher Tapferkeit als Krieger gekämpft hat und seinen Kampf für seinen geliebten Staat jetzt weiterführt.

Dennis Ross, Bethesda, Maryland, Mai 2020

Zeittafel

- 1938 Amis Eltern wandern aus Siebenbürgen nach Palästina ein
- 1947 UN-Teilungsplan für Palästina
- Mai 1948 Israelische Unabhängigkeitserklärung
- Mai 1948 – März 1949 Israelischer Unabhängigkeitskrieg
- 1948 *Nakba*, der palästinensische Exodus aus Israel
- 1963 Eintritt in die Schajetet 13
- Juni 1967 Sechstagekrieg
- Juni 1968 – August 1970 Abnutzungskrieg
- Juli 1969 Operation Bulmus 6: Angriff auf Green Island
- Oktober 1973 Jom-Kippur-Krieg
- Dezember 1987 – September 1993 Erste Intifada
- November 1988 Palästinensische Unabhängigkeitserklärung
- 1992–1996 Oberbefehlshaber der israelischen Marine
- September 1993 Unterzeichnung Osloer Friedensabkommen
- November 1995 Ermordung Jitzchak Rabins
- 1995–1996 Schimon Peres Amtszeit als Ministerpräsident
- 1996–2000 Direktor des Schin Bet
- 1996–1999 Benjamin Netanjahus erste Amtszeit als Ministerpräsident
- 1999–2001 Ehud Baraks Amtszeit als Ministerpräsident
- 2000 Rückzug aus dem Schin Bet
- September 2000 – Februar 2005 Zweite Intifada
- März 2002 Arabische Friedensinitiative
- 2002–2007 Friedensinitiative People's Voice
- 2006–2008 Politische Tätigkeit: Knesset-Abgeordneter und Minister
- 2012 Dror Moreh, *The Gatekeepers*, erscheint

Hoffnung ist ein Aktivposten für Sicherheit

Gegen Mitternacht schaltete ich mein Mobiltelefon ab, das ständig gebrummt hatte. Freunde und Fremde hatten angerufen, um mir die Meinung zu sagen. Ich hatte den Nachrichten von Channel 2, zur abendlichen Hauptsendezeit, ein Interview gegeben, das viele unter den rund eine Million Zuschauern empörte. »Was zum Teufel glaubst du eigentlich?«, fragte mich ein besonders Aufgebrachteter.

Wer mochte es ihnen verdenken? Am Ende dieses Oktobers 2000 war das Gefühl der Erschütterung unter den Israelis angesichts einer neuerlichen Terrorwelle vorherrschend. In Ramallah hatte am Vortag ein Mob zwei israelische Reservisten mit Metallstangen und Messern ermordet. Wäre ich ein *Peacenik* gewesen, der den Israelis das Recht auf Selbstverteidigung, notfalls mit tödlicher Gewalt, absprach, hätte sich niemand über meine Worte aufgeregt. Die hätten gar nicht zugehört. Aber wenn ein ehemaliger Chef des Schin Bet, des »Schabak« – dieser israelischen Mischung aus FBI und Geheimdienst – das leiseste Mitgefühl für Feinde bekundete, kam das so an, als spuckte ich auf das Land, dem ich seit meiner Zeit als achtzehnjähriger Kampfschwimmer gedient hatte.

Anstatt dazu aufzurufen, palästinensische Köpfe aufzuspießen, hatte ich eine unbequeme Wahrheit ausgesprochen: Selbst wenn er gewollt hätte, hätte PLO-Führer Jassir Arafat, dem die Israelis mit Begeisterung die Schuld für das damalige Chaos zuschoben, das Blutvergießen nicht stoppen können. Beim ersten Versuch hätten ihn seine Leute gelyncht. Meine lebenslangen Vorurteile über Palästinenser waren inzwischen an den Erfahrungen zerschellt, die ich im Verhörraum des Schabak und anderswo gemacht hatte. Ich hatte Freunde zu Grabe getragen und Feinde

getötet. Wenn wir den Terror stoppen wollten, mussten wir aufhören, die Palästinenser als Erbfeinde zu betrachten und sie wie streunende Hunde zu behandeln. Diese Menschen strebten nationale Rechte an, wie wir sie hatten, und sie verdienten sie auch. Die Mörder unserer beiden Soldaten waren Menschen, die die Hoffnung verloren hatten, dass die israelische Regierung die Besatzung jemals beenden und den Palästinensern die Freiheit zugestehen würde. »Und wir haben ihnen kaum Grund gegeben, uns zu vertrauen«, hatte ich am Ende des Interviews gesagt.

Ich war in der Gesellschaft, der ich diente, schon immer ein seltsamer Vogel, ein Außenseiter gewesen. Deswegen raubten mir die Vorwürfe der Leute in dieser Nacht nicht den Schlaf. Am nächsten Morgen ging ich gegen sechs Uhr mit meiner Frau Biba und unseren beiden Hunden spazieren. Unser Haus steht in Kerem Maharal, einem Moschaw, eine genossenschaftlich organisierte Siedlung an den Südhängen des Karmelgebirges. Wir passierten den hohen weißen Sicherheitszaun, den die Regierung in meiner Zeit im Schabak um unser Zuhause gegen Scharfschützen errichtet hatte, und stiegen einen unbefestigten Pfad hinab, um nach unserem Olivenhain zu sehen. Schaut man sich in unserem Moschaw mit offenen Augen um – und daran hatten mich jahrelang Scheuklappen gehindert –, stößt man an jeder Ecke auf Spuren aus der Vergangenheit. Der neuere Teil unseres Hauses entstand Anfang der 1950er-Jahre, um Holocaust-Überlebende aus der Tschechoslowakei unterzubringen. Der deutlich ältere Teil aus Bruchsteinen hatte einer arabischen Familie gehört, errichtet zu einer Zeit, als Kerem Maharal noch das wohlhabende Dorf Ijzim, das zweitgrößte im Bezirk Haifa, gewesen war. Hier lebten einst Ärzte, Lehrer und Bauern, die sich um die Felder kümmerten, die heute uns gehörten. Die Eigentümer des Hauses waren geflohen, als israelische Streitkräfte die Ortschaft im Krieg 1948 einnahmen.

Rechter Hand vom Pfad steht ein weiteres von Arabern erbautes Haus mit Mauerritzen, aus denen Bäume wuchern. Und am Ende des Pfades, gleich hinter den Ställen, liegt ein altes Bauernhaus, an dessen zerbrochener Eingangstür nach wie vor ein Schloss hängt. Ich kann mir lebhaft vorstellen, wie jemand im Westjordanland, in Jordanien oder im Libanon seinen Enkeln den verrosteten Schlüssel zeigt und immer wieder die Geschichte erzählt, wie Palästina verloren ging – die sogenannte Nakba, die

»Katastrophe«. Geschichte begegnet man auf Schritt und Tritt in diesem Land, in dem man kein Loch ausheben kann, ohne auf irgendeine Spur aus acht historischen Schichten zu stoßen. Kanaaniter, Israeliten aus der Zeit des Ersten und Zweiten Tempels, Perser, Griechen, Byzantiner, Araber und Osmanen errichteten in unserer Region Siedlungen. Aus unserem Tal führt eine Römerstraße auf eine Bergspitze hinauf, von der aus man in etlichen Kilometern Entfernung das Mittelmeer sieht.

An diesem Morgen hatte ich allerdings keine Muße, über Alte Geschichte nachzusinnen. Als wir uns auf den Feldern daranmachten, Äste zurechtzustutzen, brummte mein Mobiltelefon wieder. Ich erkannte den Namen des Anrufers, Arjeh Rutenberg. Er war ein hohes Tier in der israelischen Medien- und Werbewelt, ein Mann mit dem Geschick, Banken, Joghurts, Rockstars – und Politiker – zur Marke aufzubauen: Bei Wahlen vor einigen Jahren hatte er zu jenen Machern gehört, die Ehud Barak von der Arbeitspartei zum Sieg über Ministerpräsident Benjamin Netanjahu und seiner Likud-Partei verholfen hatten.

Ohne Begründung bat er mich um eine persönliche Begegnung. Ich lud ihn in mein enges Büro in Tel Aviv ein, in dem ich als Vorstand für eine Firma für Tröpfchenbewässerung arbeitete. Den Job hatte ich nach dem Ausscheiden aus dem Schabak angenommen.

Zwei Tage später begrüßte ich Rutenberg mit einem festen Händedruck.

»Danke, dass Sie sich für mich Zeit genommen haben, Herr Ajalon.«

»Bitte nennen Sie mich Ami.«

Ich fragte, was ich für ihn tun könne, ging aber davon aus, dass er persönlich das erledigen wollte, was die Leute schon zwei Tage lang getan hatten: mich als Verräter beschimpfen.

»Ami, dieses Interview an diesem Abend ...«, fing er wie erwartet an und erklärte, er habe gerade den Müll nach draußen gebracht, als seine Frau, die unheilbar an Krebs erkrankt war, gerufen habe: »Arjeh, komm, schnell! Du glaubst es nicht!« Dass ein ehemaliger Chef des Schabak im Fernsehen auftrat, war an sich schon schockierend genug. Seit den Anfängen des Schin Bet in den 1940er-Jahren bis 1996, als ich die Behörde nach Jitzchak Rabins Ermordung mit großem Widerwillen übernommen hatte, war die Identität von deren Chef stets wie ein strenges Staats-

geheimnis behandelt worden. Er agierte als Schattenfigur hinter einem Vorhang aus Anonymität und Intrigen, weil die Devise der Behörde lautete: »Verteidiger, der nicht zu sehen sein soll.« Mein Vorgänger war nur als »K« bekannt gewesen, ähnlich wie der Protagonist in Kafkas *Das Schloss* oder wie »M« in den James-Bond-Filmen. Plötzlich trat der frisch in den Ruhestand verabschiedete »Verteidiger« nicht nur im Fernsehen auf, sondern verbreitete auch noch ketzerische Ansichten.

Arjeh war ein vernünftig denkender Konservativer in der israelischen Politik. Ihm sei die Kinnlade heruntergefallen, so sagte er, als er meine Äußerungen gehört habe. Dann hielt er mir einen Vortrag darüber, was mir und allen Israelis doch klar sein müsse: Wie schon Ministerpräsident Barak verkündet hatte, würden sich Arafat und die Palästinenser mit den Lippen zum Frieden bekennen, wollten aber in Wahrheit die Juden ins Meer treiben. Sie seien keine Partner. Hinter Arafats Maske stecke ein unversöhnlicher Feind. Was ich zu sagen hatte, war seiner Meinung nach »Blödsinn«.

Ich wiederholte, was ich im Fernsehen gesagt hatte: Das dauernde Gerede vom »fehlenden Partner« sei Geschwätz. Dies hatte ich schon Ehud Barak gesagt, als er mich nach Clintons gescheitertem Gipfel in Camp David um Hilfe bat, sein Mantra vom »fehlenden Partner« der internationalen Presse zu verkaufen.

»Will Arafat im Innersten wirklich Frieden mit uns?«, fragte ich Arjeh rhetorisch. »Fragen Sie einen Psychiater, was in seinem Innersten vor sich geht. Aber ich kann Ihnen sagen: Barak hat erst gar nicht versucht, in ihm einen Partner zu finden.«

Während unserer kurzen Unterhaltung war keine Zeit, ihn mit meiner persönlichen Geschichte und der ganzen Entwicklung bekannt zu machen, die ich im Laufe der Jahre durchlaufen hatte. Als ich im Kibbuz heranwuchs, war mir beigebracht worden, dass wir Juden ein Volk seien, das ums Überleben kämpfe, wie alle anderen seine Rechte verlange und entschlossen sei, für sie zu streiten. Und nicht nur das: Wir seien auch Revolutionäre, und unser Zionismus gebe uns das Recht, unsere Siedlungen über sämtliche Gebiete des Landes Israel auszudehnen. Ich trat mit achtzehn Jahren in den Militärdienst ein, bereit, eine dreitausendjährige Verbindung zu verteidigen, die nichts, weder die Römer noch die arabi-